

Indien:
Kartoffeln für
die Urwaldklinik
Seite 4

Nepal:
Mit Maoisten
in die Zukunft
Seite 11

Deutschland:
Gossner Mission ge-
denkt ihres Gründers
Seite 26 und 28

Indien

- 4 Amgaon: Kartoffeln für die Klinik
- 8 Rückblick: Missionare stritten für Rechte
- 10 Gebet gegen Gewalt

Nepal

- 11 Wahlen: Bald ein »neues Nepal?«
- 14 In den Bergen: Wo sind die jungen Leute?

Sambia

- 16 Naluyanda: Endlich eine richtige Schule!
- 18 Friedensdienst: Erdnüsse, ein Huhn und viele liebe Worte
- 21 Heftige Regenfälle schaden der Ernte

Deutschland

- 24 Kinderarmut: Nicht mal eine Mütze
- 26 Gossner-Gedenktag: »Barmherzigkeit üben und Gerechtigkeit anstreben«
- 28 »Der alte Gossner ist ein Sänger gewesen«

Rubriken

- 2 Editorial
- 3 Andacht
- 9 Was macht eigentlich ...?
- 22 Ideen & Aktionen
- 30 Kurznachrichten
- 31 Impressum
- 32 Projekt



4



11



24



26

Titelbild: Gemüseverkauf stützt die Urwaldklinik Amgaon. Mehr: Seite 4 (Foto: Jutta Klimmt)

Liebe Leserinnen, liebe Leser,



er war eine faszinierende Persönlichkeit, unser Gründervater Johannes E. Gossner. Eigenwillig war er, streitbar und konsequent. Und ein weiterer Wesenszug wird von Gossners Zeitgenossen immer wieder geschildert: Im Umgang mit Obrigkeiten und Vorgesetzten gab er nie klein bei. Und so wettete er und schimpfte er über die Geldverschwendung, als in deutschen Landen rundherum große Missionshäuser gebaut und nur noch examinierte Theologen in die Mission entsandt wurden. Er wettete – und sandte seine eigenen Missionare aus, Handwerksburschen, hand- und bibelfest, und für ihren Unterhalt mussten sie selbst sorgen ...

Warum ich Ihnen das erzähle? Weil wir und viele Gossner-Freunde uns aus Anlass seines 150. Todestages von neuem intensiv mit Gossner und seinem Wirken beschäftigt haben. Und weil wir dabei feststellten, dass das Denken und Handeln des Mannes, nach dem unser Missionswerk benannt ist, so aktuell ist wie eh und je. An der Seite der Ausgegrenzten und Unterdrückten stehen – mit Herz und Hand, mit Wort und Tat, und dabei keine Kompromisse eingehen, sondern konsequent dem eigenen Weg folgen: Das ist die Maxime, nach der die Gossner Mission und ihre Partner auch heute handeln.

Einen zweiten Schwerpunkt dieser Ausgabe setzen wir in Nepal. Hier fanden Wahlen zur verfassungsgebenden Versammlung statt, aus denen die Maoisten als Sieger hervorgingen. Ob sie all die Probleme, unter denen das kleine Land nach zehn Jahren Bürgerkrieg leidet, in den Griff bekommen werden? Die Herausforderungen sind gewaltig. Aber die Chance für einen Neuanfang ist gegeben. Hoffen und beten wir, dass die politischen Akteure diese Chance zugunsten des Wohles des Volkes nutzen werden.

Ihre Jutta Klimmt



Spenden bis 31.03.2008:
Spendenansatz für 2008:

93.726,44 EUR
300.000,00 EUR

Wasser

»Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus den Heilsbrunnen«, schreibt der Prophet Jesaja in seinem »Danklied der Erlösten« (Jesaja 12,3). Kommt das Heil aus dem Wasser? Ist das Wasser ein heiliges, durch sich selbst Heil bewirkendes Element? Nein. Das Wasser ist Gabe des Schöpfers, ein Geschöpf wie alles andere auch, was uns das Dasein erst ermöglicht. In unserer Tradition wird das Wasser nicht als heilig oder gar göttlich angesehen. Dennoch wird in der Bibel im Zusammenhang mit Gott auffallend häufig vom Wasser gesprochen, wenn sie das wohlthätige Handeln Gottes beschreiben will. Wasser ist das Element des Lebens schlechthin.

Überall da, wo das Wasser keine immer zur Verfügung stehende Ressource – auch dieses Wort ist von »source = die Quelle« abgeleitet – war, haben die Völker früher kunstvolle Techniken entwickelt, um jeden Tropfen Wasser aufzufangen. Man denke nur an den Reisanbau in Terrassen, an ausgeklügelte Kanalsysteme und Brunnenanlagen, wie sie in vielen Ländern üblich waren. Der Umgang mit dem Element Wasser war von Weisheit, Demut und Dank geprägt: Man wusste, dass das Wasser letztlich unverfügbar ist; man setzte Verstand und Können ein, um schonend damit umzugehen, man feierte Wasserfeste, um Dank zu sagen für die Segnungen des Wassers.

Heute ist fast alles anders. Von den sechs Milliarden Menschen, die gegenwärtig auf un-

serem Planeten leben, leidet eine Milliarde an akuter und chronischer Wassernot, hat keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser und muss ohne geregelte Abwasserversorgung leben. Es braucht nur wenig Phantasie, um sich auszumalen, was das für das tägliche Leben der Menschen bedeutet. Hauptbetroffene sind in vielen Ländern der Erde die Frauen: Ihnen obliegt es, das Wasser aus entfernten Brunnen und Wasserlöchern heranzuholen.

Viele Regierungen sind nicht in der Lage, die Wasserversorgung ihrer Bevölkerungen sicher zu stellen. Sie greifen darum zur Privatisierung der Wasserversorgung. Diese ist global auf dem Vormarsch, unter anderem propagiert von der Weltbank. Dieser Weg erweist sich aber mehr und mehr als problematisch: Private Investoren wollen profitieren. Die Versorgung der armen Landbevölkerung, die oftmals das Wasser nicht bezahlen kann, liegt ihnen nicht am Herzen. Gerade die Armen sind gezwungen, Wasser zu Wucherpreisen einzukaufen. Obendrein sind sie es, die unter den schon jetzt spürbaren Folgen des Klimawandels, den Wirbelstürmen und Überschwemmungen, am meisten zu leiden haben.

Es ist höchste Zeit, einige Grundpfeiler unseres globalen Umganges mit Wasser ins allgemeine Bewusstsein zu bringen:

1. Es muss ein Menschenrecht auf Wasser geben.
2. Die Versorgung und der sparsame Umgang mit Wasser muss



weltweit in die öffentliche Verantwortung zurück gelegt werden.

3. Auch bei uns ist der weise, demütige und dankbare Umgang mit Wasser zwingend erforderlich, denn auch in Europa sinken die Grundwasserspiegel und werden immer noch Flüsse und Seen verschmutzt. Auch bei uns ist die Privatisierung der Wasserversorgung ein brisantes Thema! Auch bei uns steigt der Verbrauch von Wasser in Flaschen aus privatwirtschaftlicher Hand ständig, obwohl wir Leitungswasser in hervorragender Qualität zur Verfügung haben.

Wasser ist elementare Lebensgabe Gottes. Es ist eine Frage der Gerechtigkeit, dass an dieser Gabe alle teilhaben können. »Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus den Heilsbrunnen«: Das hat am Ende doch eine Menge auch mit dem realen Wasser zu tun!

**Oda-Gebbine
Holze-Stäblein,
Kuratorin
der Gossner Mission**

Kartoffeln für die Klinik

Amgaon: Junges Arztehepaar ist voller Pläne
– Ärztin aus Ostfriesland vor Ort

Vieles hat sich verändert im Dschungelkrankenhaus Amgaon. Das frühere Arztehepaar Horo – rund 35 Jahre im Dienst – ist 2004 in Ruhestand gegangen; moderne Technologie hat Einzug gehalten. Und doch ist die Arbeit nicht leichter geworden. Im Gegenteil. Dr. Sonja Böttcher, Ärztin aus Emden, hat sich für uns in Amgaon umgeschaut.

Amgaon – ein Name, den alle Gossner-Freunde kennen. Ein Name, dem ein Hauch von Abenteuerertum anhaftet; der romantische Vorstellungen weckt von Schwestern und Ärzten, die im Dschungel leben, auf jeden Komfort verzichten und sich Tag und Nacht aufopferungsvoll um ihre Patienten kümmern.

Und so oder so ähnlich waren sie ja auch, die Anfänge des Urwaldkrankenhauses. Schwester Ilse Martin, die 1953 nach Indien reiste, wusste selbst bei ihrer Ankunft dort noch nicht, wo sie denn arbeiten sollte. Und dann lautete der Auftrag: Amgaon! Mitten im Dschungel bauten sie und Dr. Borutta die Klinik auf. Nur eine Hütte gab es dort zunächst, keine medizinische Einrichtung, kein Personal. Aber viele Patienten, deren Situation ausweglos erschien. Sie kamen ins Krankenhaus von weither, ließen sich tragen und stützen von ihren Angehörigen, litten unter Malaria, Tbc und Lepra, hatten Blinddarmdurchbrüche und Schlangenbisse.

Und heute? Der Dschungel sorgt noch immer für extreme

Bedingungen, die Menschen leben in bitterer Armut und unter schwierigen hygienischen Verhältnissen, aber wenige Kilometer entfernt ist Industrie entstanden. Eisenerze werden in die Stahlstadt Rourkela abtransportiert. »Das hat den Zugang zum Krankenhaus aber nicht verbessert. Im Gegenteil«, sagt Dr. Sonja Böttcher. »Wegen der Schwertransporte sind die beiden Zufahrtsstraßen aus Nord und Süd in katastrophalem Zustand. Man kommt darauf besser zu Fuß voran als mit dem Auto.«

Für die Ärztin aus Ostfriesland, die – seit sie 1995 ihre Landpraxis aufgegeben hat – schon mehrfach für »Ärzte ohne Grenzen« unterwegs war, war es der zweite Einsatz für die Gossner Mission. 2005 reiste sie vier Wochen lang auf eigene Kosten nach Assam, um Möglichkeiten für Basisgesundheitszentren der Gossner Kirche zu untersuchen, um Personal zu schulen, Material und Medikamente zu besorgen und Konzepte zu entwickeln. Nun also stand Amgaon an.

Was Frau Dr. Böttcher vorfand? Ein junges, sehr engagier-



tes Arztehepaar, Dr. Madhumatti und Dr. Christ Vijay Horo, das seine Aufgabe 2007 mit großem Idealismus und großen Visionen begonnen hat; eine gepflegte Anlage, ein frisch renoviertes Krankenhaus, ein stattliches Team und zahlreiche ambitionierte Pläne für die Zukunft. In den Jahren 2005/06 erst hatte der Vorgänger, Dr. Paneerselvam, das Krankenhaus auf neuen Stand gebracht: mit Röntgengerät, Ultraschall, EKG-Gerät – sowie Mülltrennung und Wasserleitungen. Allerdings beobachtete die Emdener Ärztin



auch schwierige Entwicklungen, die die beiden jungen Horos nun anpacken müssen.

»Die beiden haben ihre Aufgabe im vergangenen Jahr voller Tatendrang begonnen«, berichtet Dr. Sonja Böttcher. Obwohl beide Ärzte zuvor eine lukrative Stelle inne hatten, wechselten sie in das abgelegene Amgaon. »Beide sind Adivasi und stammen aus dieser Region. Sie wollen den Menschen in dieser armen Gegend helfen.« Dafür nimmt das Ehepaar auch in Kauf, dass es sich von seinen Kindern, drei und fünf Jahre alt,



Willkommen in Amgaon: Krankenhausteam und Arztehepaar (rechts) mit Sohn begrüßen Dr. Sonja Böttcher.

trennen muss: Die Kleinen besuchen Vorschule und Internat im acht Fahrstunden entfernten Ranchi.

Nicht mehr für seine eigenen Kinder, aber für die der Adivasi aus der Umgebung wünscht sich Dr. Horo, in ferner Zukunft eine Grundschule auf dem Klinikgelände errichten zu können. Auch für eine Krankenpflegeschule wäre genügend Platz. »Aber das sind vorerst noch Visionen. Dr. Horo weiß, dass momentan andere, naheliegendere Fragen anstehen.«

So hat er begonnen, auf einem Teil des 62.000 Quadratmeter großen Geländes Bäume roden zu lassen, um den bereits bestehenden Gemüsegarten stark auszuweiten. Hospitalmitarbeiter, die nicht im Krankenhaus gebraucht werden, finden sich morgens um sechs zur Gartenarbeit ein. Das frische Gemüse kommt dem Krankenhaus zugute. Es wird zudem an die Angehörigen der Patienten verkauft, die – wie es auf dem Lande üblich ist – ihre Kranken in die Klinik begleiten, außer-

halb des Gebäudes ihr Lager aufschlagen und hier die Patienten und sich selbst bekochen.

Außerdem radeln täglich zwei Mitarbeiter mit 30 Kilo Kohl, Zwiebeln und Kartoffeln zum Markt, um die Ernte zu verkaufen. Der Gewinn fließt in den Unterhalt des Krankenhauses. Zukünftig will die Klinik den Patienten, die ohne Angehörige anreisen, selbst eine Mahlzeit zur Verfügung stellen. »Der finanzielle Gewinn des Gemüse-Anbaus ist dürftig, aber wichtig für die Einrichtung. Vor allem, weil in der Vergangenheit mehr Mitarbeiter angestellt wurden, als heute nötig sind.« Die beiden Ärzte scheuen sich jedoch, die überzähligen Leute zu entlassen. Für Adivasi ist es in der Region nicht einfach, einen neuen Arbeitsplatz zu finden. So soll der Gemüseanbau zu einem finanziellen Standbein werden.

Zunächst wird es jedoch die Aufgabe des ganzen Teams sein, die Auslastung der Einrichtung wieder zu erhöhen. Da in 2007 nach dem Ausscheiden von Dr.



Der Gemüse-Anbau soll das Kranken

Paneerselvam die Suche nach den Nachfolgern mehrere Monate in Anspruch nahm, war die Klinik zeitweise ohne Arzt – was sich in der Umgebung herumsprach. Zudem führt die schlechte Erreichbarkeit des Krankenhauses offenbar dazu, dass manche Patienten, die nicht vom Krankenwagen ab-



Dr. Madhumatti Horo bei der Arbeit (links). Ein herzliches Danke geht an alle Gossner-Freunde, die mit ihren Spenden den Kauf eines Allrad-Krankenwagens möglich gemacht haben.



haus unabhängiger von den Spenden aus Deutschland machen.

geholt werden möchten – den Weg scheuen.


Und die Emdener Ärztin hat ein weiteres Problem ausgemacht. In früheren Zeiten waren die Medikamente kostenlos; nur für die Behandlung und den ärztlichen Rat mussten die Patienten einen kleinen Obolus entrichten. Das ist heute anders. Das Krankenhaus, selbst in schwieriger finanzieller Situation, erbittet von seinen Patienten, die Kosten für die Medikamente zu übernehmen.

»Die Menschen haben mir gesagt, die 100 Rupien, die sie mitbringen, reichen oft nicht aus«, erzählt Sonja Böttcher. »Ein Tagelöhner erhält nur 60 Rupien (ca. einen Euro) am Tag. Er kann sich die Behandlung kaum leisten.« Zwar wird niemand in der Klinik wieder fortgeschickt. Wer angibt, den Betrag nicht zahlen zu können, wird unentgeltlich behandelt. Dank der Spenden der Gossner-Freunde

ist das weiterhin möglich. Doch vielen Adivasi, die sich dieser Ausnahmeregelung bewusst sind, ist das unangenehm. So wenden sich manche lieber in ihrem Dorf an einen »Heiler«, zumal der nur ein Hühnchen oder andere Naturalien verlangt. Bei ernstesten Krankheiten oder Verletzungen allerdings kann das böse enden.

»Das Arztehepaar muss nun sehen, wie es mit dieser Situation künftig umgeht«, betont Frau Dr. Böttcher. Auch bleibe abzuwarten, ob wirklich alle Mitarbeiter weiter beschäftigt werden können. Deutlich geworden sei ihr jedenfalls in vielen Gesprächen, dass Amgaon bei den Menschen der Region einen sehr guten Ruf habe. Auch sei von den Behörden zugesagt worden, dass zumindest eine der beiden Zufahrtsstraßen noch in diesem Jahr komplett ausgebessert werde. „Die Bedingungen entwickeln sich also

zum Positiven. So bin ich sicher, dass Amgaon für die Armen in der Region weiterhin ein Ort der Hoffnung bleiben wird.«

 Die Arbeit in Amgaon ist möglich dank Ihrer Unterstützung. **Projektspenden** sind möglich auf unser Konto: **Gossner Mission**, EDG Kiel, BLZ 210 602 37, Konto, 139 300.
Kennwort: Amgaon

Jutta Klimmt,
Öffentlichkeitsreferentin

Missionare stritten für Rechte der Adivasi

Zum Todestag: Johannes E. Gossner als großen Vordenker geehrt

Der 150. Todestag von Johannes E. Gossner wurde auch in Indien begangen. Die Gossner Kirche lud anlässlich des Gedenktages zu einem Seminar ein, bei dem an den Beginn der Missionsarbeit erinnert und der großen Bedeutung Gossners gedacht wurde.

Welche Bedeutung hatte die Ankunft der Gossner-Missionare 1845 für den Alltag der Adivasi (indigene Bevölkerung) in Indien? Wie wirkte sich ihre Arbeit konkret aus? Wie kam es, dass ihr Wirken unter den Adivasi-Völkern der Munda, Oraon, Hos und Kharia in der Chotanagpur-Region als »erfolgreiche Mission« angesehen wurde? Das waren Fragen, die während des Seminars zum Gossner-Gedenktag in Ranchi aufgegriffen wurden. Bewusst hatten es die Organisatoren vermieden, sich nur auf die religiösen Aspekte des missionarischen Tuns zu beschränken.

Ein zentraler Aspekt der damaligen »Strategie« der Missionare wird heute deutlich: Sie bemühten sich, sich in die Psyche der Einheimischen zu versetzen. Und sie setzten sich für die Landrechte und für das Bewahren der kulturellen Identität der Adivasi ein.

Wir wissen heute, dass die ersten fünf Jahre der Gossner-Arbeit in Indien nicht von Erfolg gekrönt waren, und dass die Missionare bereits ans Aufhören dachten. Aber Johannes E. Gossners besondere Gabe, seine Briefe und Schriften, hielten den missionarischen Eifer der Männer wach.

Als großer Vordenker gab Gossner ihnen den Hinweis, sich



Zahlreiche Gäste nahmen am Seminar anlässlich des 150. Todestages Johannes E. Gossners in Ranchi teil. Zum Gedenktag überreichte Dr. Klaus Roeber, Verantwortlicher des Projektes »Gossner-Erbe«, ein Bild des Missionsgründers an Bischof Lakra (rechts).

die Auseinandersetzungen der Adivasi mit und das Leiden an den Großgrundbesitzern zu Nutze zu machen. Denn die Adivasi litten unter ihrer Rechtlosigkeit, unter der Ausbeutung durch die großen »landlords«. Die Missionare bezogen in diesen Auseinandersetzungen eindeutig Stellung an der Seite der Adivasi und standen ihnen schließlich auch mit juristischem Rat zur Seite. Christliche Nächstenliebe wurde somit konkret. Für die Adivasi, die bis dahin nur Unterdrückung und Ausgrenzung kannten, war das eine völlig neue Erfahrung. Nach und nach nahmen viele den neuen Glauben an und ließen sich taufen.

Ein revolutionäres Vorgehen in der damaligen Zeit. Zumindest aus Sicht der etablierten Missionsgesellschaften, die voller Eifersucht die Erfolge der Gossner-Missionare in Indien beobachteten. Auf der anderen Seite führte das Wirken der Missionare, ihre eindeutige Stellungnahme für die Rechte der Adivasi dazu, dass Gossners Name bis heute von den Menschen in Jharkhand gepriesen wird.

Es sei angemerkt, dass dieses lokal begrenzte Vorgehen der Gossner-Missionare, die zunächst nur im Hügelland von Chotanagpur (heutiges Jharkhand) tätig waren, konträr zu der protestantischen Ethik der

Bekehrung stand, die religiöse Anweisungen des Predigers und eine erkennbare Übernahme des christlichen Glaubens als Voraussetzung für die Taufe ansah.

Obgleich es viele kleine Versuche von Massenbekehrung durch andere Missionsgesellschaften in anderen indischen Regionen gab, legten die Aktiven der Gossner-Missionare den Grundstein für einen menschlich-missionarischen Weg, der bald populär wurde. So veränderten etwa in Chotanagpur auch belgische Jesuiten der »Bengal Mission« Ende des 19. Jahrhunderts ihre Arbeit. Auch sie kümmerten sich zunächst um die Menschen und ihre Sorgen, statt wie zuvor nur mit



Predigt überzeugen zu wollen. Die Gossner-Art, am Leben der zu Bekehrenden teilzunehmen und auf ihre Bedürfnisse einzugehen, wurde somit zu einem der frühen Vorläufer der »Befreiungstheologie«.

Gossner konnte die Früchte seiner Arbeit nicht mehr ernten, da er 1858 starb, aber er starb in dem Bewusstsein, dass seine Saat aufgegangen war. Als geschickter Stratege legte er die Fundamente einer Kirche, deren Besonderheit darin lag, auf die kulturellen Eigenheiten der

Adivasi Rücksicht zu nehmen; mit ihnen gemeinsam gegen Unrecht zu kämpfen. So entstand sehr früh bei den Missionaren auch die Bestrebung, Angehörige der Adivasi-Völker zu Pfarrern auszubilden und eine Selbstständigkeit des Missionsfeldes zu erlangen.

Zwar war es letztlich ein Zwang von außen – der Ausbruch des Ersten Weltkriegs und die Ausweisung der deutschen Missionare – der zur Eigenständigkeit der Gossner Kirche führte. Unter dem Druck der Verhältnisse konstituierte sich 1919 die Gossner Kirche als erste protestantische indische Kirche. Diese junge Kirche war damit die erste auf einem neuzeitlichen Missionsfeld überhaupt. Es folgte ein langer Weg in den folgenden Jahrzehnten und später im demokratischen Indien mit dem Aufstieg von einheimischen Führungskräften innerhalb der Gossner Kirche.

Und heute? Krisen auf der Leitungs- und Führungsebene in der Kirche, Probleme der kulturellen Anpassung und vor allem die sozio-ökonomischen Schwierigkeiten der Adivasi sollten der Gossner Kirche Verpflichtung sein, sich wieder an Gossners Herangehensweise zu erinnern, sich noch stärker an der Seite der Ausgegrenzten zu engagieren und adäquate Lösungen für aktuelle soziale Probleme zu finden.

**Joseph Bara, Mitglied
des »Indian Institute of
Advanced Study«**

Was macht eigentlich ...

unsere Tsunami-Hilfe?

Nityanand Naik
antwortet:



Seitdem wir auf den Andamanen mit dem Wiederaufbau nach dem Tsunami begonnen haben, ist viel geschehen. Jüngst haben wir dank Ihrer Spenden zwei Tsunami-Schutzbauten einweihen können. Dafür ein herzliches Danke!

Gerade als die Einweihung anstand, tobte der Zyklon Sidr über die Inseln. Während er in Bangladesch Tausende Opfer forderte, kamen wir glimpflich davon. Aber er zeigte uns wieder, dass eine Katastrophe jederzeit möglich ist. Dies ist im Bewusstsein der Menschen verankert; sie leben ständig mit der Bedrohung. Umso dankbarer sind sie für die Wiederaufbau-Hilfe aus Deutschland. Die beiden neuen »Shelter« geben nicht nur Schutz bei einer möglichen Flut, sondern werden auch als Schulen und Trainingszentren genutzt. Hier treffen sich Frauen, um miteinander zu lernen und Einkommen schaffende Projekte zu beginnen. Hier werden junge Leute unterrichtet, die ohne Arbeit sind. Besonders wichtig sind die Gebäude mit ihren Angeboten für die Adivasi, die auch auf den Inseln zu den Ärmsten gehören. Die gemeinsame Aufbauarbeit jedoch hat ihr Selbstbewusstsein gestärkt. Sie packen jetzt mit größerem Nachdruck Probleme wie Arbeitslosigkeit oder Diskriminierung durch die Behörden an.



Gebet gegen Gewalt

Ökumene in Ranchi: Der Opfer der Ausschreitungen gedacht

Bedroht, verprügelt, in die Wälder vertrieben – dieses Schicksal erlitten Hunderte Christen im indischen Bundesstaat Orissa zu Weihnachten 2007. Das soll nicht wieder vorkommen, sind sich die christlichen, aber auch andere Kirchen in der Region einig.

Das »All Churches Committee (ACC)« in Ranchi ist in den letzten Jahren zu einem Zentrum der Zusammenarbeit aller dort vertretenen christlichen Konfessionen und größeren Organisationen geworden. Nicht nur die drei »Großen«, die Katholiken, Lutheraner und die »Church of North India« (ehemals Anglikaner), treffen sich regelmäßig



Tausende nahmen an der Versammlung in Ranchi teil, bei der das Gebet für die Gewaltopfer im Mittelpunkt stand. Auch Sikhs, Muslime und Hindus beteiligten sich.

einmal im Monat, um über gemeinsame Probleme zu diskutieren und Aktionen zu planen. Mit dabei sind auch die Methodisten, die charismatischen

Pfingstler, aber auch Organisationen wie World Vision. Nicht zuletzt ist es eine der gemeinsamen Plattformen für die Gossner Kirche und die Nord West Gossner Kirche, die seit mehr als 25 Jahren getrennt sind und bisher noch nicht wieder zusammen gefunden haben.

Das ACC hat sich immer stärkere Anerkennung als Vertreterin der gesamten Christen in Ranchi und im gesamten Bundesstaat Jharkhand erworben. Es hat seine Stimme für die Rechte der Adivasi (indigene Völker) erhoben, nicht nur für die der christlichen Adivasi. Es ist immer wieder gegen konkrete Fälle von Ungerechtigkeit und Diskriminierung aufgetreten. Nicht zuletzt haben die Mitglieder den Dialog unter den verschiedenen Religionen gefördert, um Konfrontationen und offene Feindschaften abzubauen. So findet jedes Jahr ein gemeinsames Forum statt, bei dem auf christlicher Seite auch die drei Bischöfe der großen Konfessionen teilnehmen, ein Phänomen, das vor dreißig Jahren noch unvorstellbar gewesen wäre.

In der Öffentlichkeit werden vor allem die großen Treffen des ACC registriert: zu Weihnachten, zum Abschluss der Gebetswoche für die Einheit der Christen Ende Januar und zu beson-

deren Ereignissen, wie etwa der Verleihung der Kardinalwürde an Erzbischof Telesphore Toppo vor einigen Jahren als dem ersten Adivasi-Kardinal in der katholischen Kirche. Die besondere Situation in Jharkhand macht es möglich, dass auch der Ministerpräsident des Bundesstaates als Ehrengast kommt und dass der Gouverneur von Jharkhand einen Empfang für die Vertreter der christlichen Kirchen in seiner Residenz gibt. So etwas ist ansonsten in Nordindien – außer in den überwiegend christlichen Staaten im Nordosten wie Mizoram, Nagaland oder Meghalaya – unvorstellbar.

In diesem Jahr fand die Versammlung für die Einheit der Christen auf dem Gelände der katholischen Kirche statt. Es war wie immer eine ökumenische Open-Air-Veranstaltung mit 5000 bis 10.000 Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Dieses Mal waren auch Vertreter von nichtchristlichen Religionen eingeladen worden, von weitem an ihren Kleidern erkennbar, vor allem die Sikhs an ihren Turbanen.

Inhaltlich war ein besonderer Schwerpunkt das Gedenken an die Ausschreitungen der fanatisierten Hindu-Gruppen über Weihnachten in Orissa. Augenzeugen berichteten vom Aus-

bruch der gewalttätigen Aktionen gegen Christen: wie sie am Besuch der Heiligabend-Gottesdienste gehindert und verprügelt wurden, wie die Gewalt eskalierte, wie Priester, Nonnen und Gemeindeglieder vor den Randalierern in den Dschungel flüchten mussten, ihre Häuser angezündet wurden und die Polizei nicht eingriff. Und auch, wie Hindu-Familien, die den Christen helfen wollten, ebenfalls verprügelt und sogar einzelne ihrer Häuser angezündet wurden. Es dauerte lange, bis alle Geflüchteten aus dem Dschungel wieder zurückkehrten, weil viele sich noch nicht sicher fühlten und auch Angst vor der Polizei hatten.

Dass nun in Ranchi die Christen aller Konfessionen für die hauptsächlich betroffenen Katholiken und Baptisten beteten, ist mittlerweile eine Selbstverständlichkeit geworden, was vor einer Generation nicht immer der Fall war. Besonders bewegend war aber die aktive öffentliche Beteiligung von Vertretern der Sikhs, der Muslime und der Hindus an den Fürbitten für die betroffenen Christen. Auch für sie sind die Gewalttaten beschämend, und sie haben deutlich demonstriert, dass solche Exzesse nicht von der Mehrheit gutgeheißen werden.

Dieter Hecker,
Indien-Experte
der Gossner Mission



Bald ein »neues Nepal«?

Maoisten vor großen Herausforderungen

In Nepal ist am 10. April ein politisches Großereignis über die Bühne gegangen. Im dritten Anlauf haben dort erstmals seit der Staatsgründung vor 238 Jahren Wahlen für eine verfassunggebende Versammlung stattgefunden. Diese Wahlen gelten als Meilenstein auf dem Weg zu einer demokratischen Neuordnung des vom Bürgerkrieg gezeichneten Landes.

In einem kombinierten Wahlverfahren aus Direktwahl und proportionalen Listenwahl waren ca. 17,5 Millionen Wahlberechtigte aufgefordert, je zwei Stimmen abzugeben für die verfassunggebende Versammlung, die eine Art erweitertes Parlament ist. Sie soll ein möglichst breites Spektrum aller gesellschaftlichen Gruppen abbil-

den, die in dem multi-ethnischen, geografisch sehr vielgestaltigen Land leben. Erstmals werden dort im größeren Stil Angehörige von ethnischen Minderheiten und anderer bisher benachteiligter Bevölkerungsgruppen vertreten sein. Die verfassunggebende Versammlung soll über die Zukunft der Monarchie entscheiden. Aus ihrer

Mitte wird eine neue Regierung gewählt, und in einem breiten Konsultationsprozess soll außerdem eine neue Verfassung erarbeitet werden.

Die europäische Wahlmission EU EOM stellte mit 120 Beobachtern das größte Kontingent der internationalen Wahlbeobachter. In einer Stellungnahme heißt es, die Wahlen seien »weitgehend erfolgreich« gewesen und hätten »vielen internationalen Normen entsprochen«. Zugleich wird das hohe Ausmaß an Gewalt zwischen rivalisierenden Parteien während des Wahlkampfes kritisiert. Der Wahltag selbst verlief weitgehend friedlich. Viele Wähler/innen waren schon früh auf den Beinen, um ihre Stimme abzugeben. Die Wahlbeteiligung lag bei knapp über 60 Prozent.

Nach Auszählung der Erststimmen und einem Teil der Zweitstimmen zeichnet sich ein überraschend gutes Abschneiden der ultralinken Kommunistischen Partei Nepal-Maoisten (CPN-M) ab. Kandidat/innen der ehemaligen Guerilla-Organisation konnten mehr als die Hälfte aller Sitze erringen. Ihre stärksten Konkurrenten, die traditionsreiche Nepali Kongresspartei (NC) und die linksliberale Kommunistische Partei Nepal-UML (CPN-UML), mussten herbe Verluste in Kauf nehmen. Das erst vor kurzem gegründete Demokratische Forum Madesh, das die Interessen der Terai-Bewohner vertritt, erschien als neuer Akteur auf der politischen Bühne und konnte ebenfalls zahlreiche Direktmandate erzielen.

Da die maoistische CPN-M als stärkste politische Kraft aus den Wahlen hervorgeht, wird

sie federführend an der Staatsbildung und am Prozess der verfassunggebenden Versammlung beteiligt sein. Ein solch starkes Abschneiden der ehemaligen Rebellen hatte vor den Wahlen niemand für möglich gehalten.

Der Wahlverlauf ist eine herbe Absage an die etablierten Parteien. »Die haben sich doch nie um uns gekümmert, nur in die eigene Tasche gewirtschaftet!« oder »Die sind doch eh alle korrupt!«, sind die wenig schmeichelhaften Kommentare, mit denen viele Menschen ihre Erfahrungen beschreiben. Mit ih-

die große Unzufriedenheit mit der Politik der etablierten Parteien dürften die Hauptgründe für den Erdrutschsieg der Maoisten sein. Daneben hat sicher auch der »Angstfaktor« eine Rolle gespielt: die offene Drohung der Maoisten, wieder in den Untergrund zu gehen, falls der Wahlausgang für sie nicht akzeptabel wäre.

Die letzten Parlamentswahlen in Nepal fanden im Mai 1999 statt. Damals waren die heute 18- bis 25-Jährigen noch nicht wahlberechtigt. Viele von ihnen verspüren einen großen Verän-



Eindrücke aus einem Wahllokal.

rem Votum haben die Wähler/innen nun die Maoisten beauftragt, den Wandel von einer kampferprobten, gewaltbereiten Guerilla-Organisation hin zu einer politischen Kraft, die der Gewalt abschwört, konsequent und glaubhaft zu vollziehen.

Der starke Wunsch nach stabilen politischen Verhältnissen und dauerhaftem Frieden sowie

derungsbedarf und sehen die Notwendigkeit eines politischen Neuanfangs, der die drängenden wirtschaftlichen Probleme und die hohe Arbeitslosigkeit im Land endlich angeht. Zehn Jahre Guerillakrieg, Gewalt und die bedrückende Armut auf dem Land haben dazu geführt, dass Hunderttausende junger Männer als Arbeitsmigranten das Land

verlassen (s. auch Seite 14).

Die Maoisten haben den bewaffneten Kampf mit dem Versprechen geführt, das feudale Erbe des »alten Regimes« zu beseitigen und ein »neues Nepal« zu errichten. Arme, benachteiligte Gruppen und junge Menschen, denen es an beruflichen Perspektiven fehlt, sind bereit, ihnen eine Chance zu geben.

Die Herausforderungen sind freilich gewaltig. Die Ex-Guerilla muss ihre Regierungs- und Konsensfähigkeit unter Beweis stellen, auch um internationale Akzeptanz zu finden. Sie muss endgültig der Gewalt abschwören und die von ihr geschaffenen Parallelstrukturen auflösen. Sie muss Perspektiven für die mehr als 20.000 Ex-Kombattant/innen ihrer Guerillaarmee entwickeln, die seit 15 Monaten in Lagern unter Aufsicht der Vereinten Nationen leben. Die Reform der Sicherheitsapparate und die Integration der ehemaligen maoistischen Kämpfer/innen in die Nepalische Armee sind Aufgaben, von denen noch keiner weiß, wie sie angegangen werden können. Außerdem lässt sich fragen, ob sich ein so armes Land den Unterhalt einer Armee mit über 100.000 Männern und Frauen überhaupt leisten kann.

Auch eine von den Maoisten geführte Regierung wird an ihren Taten gemessen werden. Und die Zeit drängt. Die Preise für viele Grundnahrungsmittel sind in den vergangenen Monaten

stark gestiegen. Darunter leiden vor allem Landlose und arme Menschen in der Stadt, die ihre Nahrungsmittel kaufen müssen.

Die staatliche Ölgesellschaft NOC erwirtschaftet derzeit ein monatliches Defizit von 1,3 Milliarden Rupien. Eigentlich müsste sie ihre Preise dem Weltmarktniveau anpassen, um das Defizit auszugleichen. Doch die Regierung hat bisher vor den politischen Folgen einer solchen Preiserhöhung zurückgeschreckt. Die anhaltende Krise bei der Energieversorgung hat dazu geführt, dass vor allem in den Wintermonaten Stromunterbrechungen von wöchentlich 40 bis 50 Stunden auftreten.

Neben solchen tagesaktuellen Herausforderungen birgt die Erarbeitung einer neuen Verfassung und die geplante Neustrukturierung des Staates auf der Grundlage einer föderalen Struktur reichlich Sprengstoff. Vor allem die Frage, ob es gelingen wird, die politischen Kräfte im Terai einzubinden und wie die

zukünftige Staatsstruktur – angesichts der höchst komplexen ethnischen, geografischen und sozio-kulturellen Gegebenheiten im Land – zukünftig aussehen kann, ist noch weitgehend ungeklärt. Die Wahlen zur verfassunggebenden Versammlung sind ein wichtiger erster Schritt auf dem Weg zu mehr politischer Repräsentanz. Vielleicht können die Maoisten ja die sich ihnen bietenden Chancen nutzen und in Kooperation mit den anderen politischen Akteuren den so wichtigen politischen Veränderungsprozess federführend und konstruktiv voranbringen. Wenn nicht, dann droht dem Land neues Unheil.

Thomas Döhne,
Nepalexperte



Wo sind die jungen Leute?

Dorfbewohner flüchten aus den Bergen ins Ausland

Wer zum Trekking nach Nepal reist, der verliebt sich oft in die kleinen bunten Dörfer in den Bergen. Aber das Idyll trügt. Die Menschen sind ohne Arbeit. Die Männer gehen ins Ausland, die Frauen sind auf sich allein gestellt. Wir haben mit zwei Frauen gesprochen.

Mein 17-jähriger Sohn Benni besuchte mich in Nepal. Ein guter Anlass, wieder mal in die Berge zu gehen. Wir entscheiden uns für eine abgelegene Gegend. Den ersten Abend campen wir neben einem hübsch gelegenen Dorf. Auf manchen Feldern wächst Weizen, andere liegen brach. Im Dorf ist es sehr still. Wir treffen eine ältere Frau, die vor dem Haus mit ihren Enkeln spielt. Schnell kommen wir ins Gespräch. Der Weizen steht gut in diesem Jahr. »Ja, viel besser als letztes Jahr.« Und wo gehen ihre Enkelkinder in die Schule? Nein, nicht her; die Kinder leben bei ihrem Sohn, der in Khasa ein Geschäft betreibt. Khasa ist die Grenzstadt auf tibetischer Seite. »Kommt doch rein auf einen Schnaps«, lädt uns die Frau ein. Da wollen wir nicht nein sagen.

Mit ein wenig Stolz schaltet sie eine elektrische Glühbirne im einzigen Raum des Häuschens ein. Warum wirkt dieses Dorf fast wie ausgestorben, frage ich. Nun ja, in den letzten Jahren zogen die meisten jungen Leute weg. Manche für einige Monate im Jahr, andere sind ganz weg. »Mein ältester Sohn ist in Khasa. Zum Glück ist das nicht so weit. Zwei andere Söhne arbeiten in Indien. Und meine Tochter lebt mit ihrer Familie in Kathmandu. Aber

ich«, sagt sie, »muss zurückbleiben. Jemand muss ja nach den Tieren schauen.« Und die Nachbarnfamilien? »Da ist die Situation nicht anders.«

Eine junge Frau kommt ins Haus. Es ist die Schwiegertochter. »Wie oft kommen die beiden Söhne aus Indien nach Hause?«, will ich wissen. Einmal im Jahr, im Juni, Juli. In dieser Zeit gibt es immer sehr viel Arbeit auf den Feldern. Sie bleiben aber höchstens zwei Monate. Wo arbeiten sie denn in Indien? Natürlich in Delhi! Alle jungen Leute aus diesem und dem Nachbardorf gehen nach Delhi.

Und, verdienen sie gut? Nun, es reicht, um die Schulden vom letzten Jahr beim Geldverleiher zu begleichen, einen Sari für die Frauen und etwas Spielzeug für die Kinder zu kaufen. Zu mehr reicht es nicht. Und wer schaut nach den Feldern in der Zeit, in der die Männer in Indien sind? Die junge Frau kichert. »Ich natürlich, zusammen mit dem Schwiegervater.« Und, geht das gut so? »Nein, alle Felder können wir nicht bestellen. Uns fehlt die Zeit und die Kraft.« Sind denn alle Männer in Indien, frage ich. Nein, einige sind in Dubai. Da wollen alle hin. Bauarbeiter verdienen etwa 20.000 nepalische Rupien (200 Euro) im Monat in Dubai. Aber

100.000 Rupien muss man vorab für das Visum, das Ticket und die Vermittlungsagentur investieren.

Und das Leben im Dorf? »Ja, das ist sehr traurig geworden. Wir haben zwar jetzt Strom. Aber wer will schon hier leben? Sechs Stunden Fußweg von der Straße entfernt. Kleine Häuschen, kein Fernsehen. Das Le-



In den Bergen bleiben die Frauen all kümmern. Dr. Martin Dietz und Sohn

ben im Dorf ist hart.« Ich konkretere: »Wie lebt es sich denn in Kathmandu? Das Leben dort ist extrem teuer, die Luft kann man kaum atmen, man läuft ständig Gefahr, vom Auto überfahren zu werden, und es gibt viele Diebe.« »Das ist richtig«, sagt sie, »unsere Luft ist viel besser. Aber in Kathmandu gibt es bi-kash – Entwicklung.«

Migration – das Zauberwort in Nepal. In den Bergen gibt es keine Arbeit, man überlebt halt so ... Welche Alternativen gibt es sonst für junge Leute, als nach Indien, in die Golfstaaten und nach Südostasien zum Arbeiten zu gehen? Das Geld, das die Migranten jährlich überweisen, liegt weit über den Zuwendungen der Entwicklungshilfe.

Man spricht von jährlich mindestens einer Milliarde US-Dollar. Gut vor allem für die nepalische Regierung. Damit kann sie ihre Zahlungsbilanz einigermaßen ausgeglichen halten. Viele Entwicklungsexperten heißen die Migration gut. Junge Leute lernen dazu, sie verdienen gut, und was kann man in den Bergen schon machen? Angeblich ein effektiver Weg, um die Armut zu bekämpfen. Das wirkt schon fast wie eine Kapitulationserklärung.

Es bedarf nicht viel, um die Kehrseite der Migration zu verstehen: Die Landwirtschaft wird zunehmend alleine von Frauen betrieben – eine Feminisierung der Landwirtschaft. Häufig müssen auch die Kinder ran und vernachlässigen die Schule. Familien werden auseinandergerissen. Der durchschnittliche Verdienst der Migranten liegt gerade mal bei 800 US-Dollar im Jahr. In Indien sparen die Männer vielleicht 300 US-Dollar jährlich. Die wenigen Glücklichen, die nach Japan gehen, verdienen natürlich sehr viel mehr.

Die nepalische Regierung hat den ländlichen Raum seit jeher vernachlässigt. Es wurde stattdessen in Kathmandu investiert. Arbeitsplätze entstanden dort. Investitionen im ländlichen Raum waren minimal. Aber auch die internationale

Entwicklungszusammenarbeit förderte die ländliche Region sehr halbherzig und ohne langfristige Konzepte.

Sicherlich gibt es keine einfachen und schnellen Lösungen des vielschichtigen Problems. Die Entwicklung der Infrastruktur wäre eine wichtige Voraussetzung, um lokale Ökonomien zu stärken. Um ein Beispiel zu nennen: Kleinbauern verdienen mit dem Verkauf von Gemüse von einem Zehntel Hektar Land in einer Saison mehr als jene Männer, die in Indien arbeiten. Aber sie brauchen Zugang zum Markt (Zugang zu einer Straße, die nicht weiter als zwei Stunden Fußweg entfernt ist), und sie brauchen Technologie und das Wissen darum, was der Markt will. Aber wie sollen sie dies lernen?

Benni will von der älteren Frau noch wissen, ob sie auch weiterhin im Dorf bleiben wird. Eigentlich möchte sie schon, sagt sie. »Aber wer weiß, in ein, zwei Jahren werde ich vielleicht zu meiner Tochter nach Kathmandu ziehen ...«

Dr. Martin Dietz,
Kurator
der Gossner Mission



ein zurück. Sie müssen sich um die Felder Benni im Gespräch.

Endlich eine richtige Schule!

Neue Gebäude: Dank an die Spender

»Jetzt kann ich endlich meine Küche wieder allein fürs Kochen benutzen«, lächelt Joyce Lubesha. Die Lehrerin hat jahrelang in ihrer kleinen Küchenhütte 40 Kinder in zwei Schichten unterrichtet. Das gehört der Vergangenheit an. Drei neue Vorschulgebäude in Naluyanda sind (fast) fertig gestellt.

Dank der Mithilfe zahlreicher Spenderinnen und Spender konnte die Gossner Mission das Projekt »Schulneubau in Sambia« mit Tempo vorantreiben. Gleich drei neue Gebäude wurden im Projektgebiet Naluyan-

da gleichzeitig geplant. Warum das so war? Es bestand dringender Handlungsbedarf. In der Siedlung Sikenya waren die Kinder im Frühjahr 2007 vom Besitzer des früheren Schulgebäudes vor die Tür gesetzt worden, so dass der Unterricht zeitweise unterm Mangobaum stattfand. Mit heranrückender Regenzeit wurde die Situation also brenzlich ...

In Mukumbwanyama unterrichtete Joyce Lubesha jahrelang in ihrer Küche – unter denkbar schlechten Licht- und Platzverhältnissen. Als im vergangenen Jahr nun endlich nach langwierigen Verhandlungen die Besitzrechte für das gewünschte neue Grundstück geklärt werden konnten, sollten die Bauarbeiten für die neue Schule umgehend beginnen. blieb noch Nkonkwa. Hier wurde im März

Lehrerin Lillian Banda und Peter Röhrig besprechen Einkäufe für den Bau (großes Foto). In gemeinsamer Anstrengung haben Eltern, Lehrer und andere Dorfbewohner in den verschiedenen Siedlungen im Projektgebiet die Gebäude hochgezogen.



2007 bereits eine neue Vorschule eingeweiht; nur das Lehrerausgang fehlte noch. Da war es naheliegend, dieses gleich mit anzugehen.

Dank der großen Spendenbereitschaft – fast 10.000 Euro gingen bislang für das Projekt ein – konnten Eltern, Lehrer und Dorfbewohner an die Arbeit gehen. Alle drei Gebäude wurden in Eigenleistung hochgezogen, sogar die Steine wurden vor Ort selbst gebrannt. Als dann die Regenzeit begann, stockte der Fortschritt, denn die Arbeit auf dem Feld geht natürlich vor. Doch nun ist die Regenzeit beendet – und der Unterricht konnte in die neuen Gebäude verlagert werden.

»Zwar sind noch einige Arbeiten nötig«, sagt Enock Shim-anibamba, Chef des Dorfes Mu-





kumbwanyama. »Wir werden noch mal aufs Dach steigen müssen. Aber die Kinder jedenfalls freuen sich sehr, nun endlich eine richtige Schule zu haben!«

Grüße und Dank lässt Enock an alle Spenderinnen und Spender in Deutschland ausrichten, ebenso wie viele Menschen aus Sikenya und Nkonkwa. Dem schließt sich vor allem auch

Lillian Banda an, die Lehrerin aus Nkonkwa: „Nur wenn die Kinder gute Schulen besuchen, haben sie eine gute Perspektive für die Zukunft.«

**Peter Röhrig,
Mitarbeiter in Sambia**

Bücher und Bleistifte für 250 Kinder

Endlich Bücher und Bleistifte! Über eine Zuwendung des Evangelischen Missionswerks in Deutschland (EMW), des Dachverbands der evangelischen Missionswerke, in Höhe von 2000 Euro konnten sich die rund 250 Kinder an den Gossner-Vorschulen im Projektgebiet Naluyanda freuen.

»Wer noch keine Schule in ländlichen Gebieten Afrikas gesehen hat, kann sich nicht vorstellen und noch nicht einmal ausdenken, wie die Lehrer ohne jedes Unterrichtsmaterial – weder für Lehrer noch für Schüler – hier unterrichten«, sagt Peter Röhrig. »Das zwingt zum Improvisieren, aber irgendwann hat es auch mit dem Improvisieren ein Ende.« Darunter litten auch die vier von der Gossner Mission geförderten Vorschulen in Naluyanda. In diesen und anderen Dorfschulen zeigte sich oftmals das gleiche Bild: keine Bücher, keine Schreibhefte, keine Bleistifte für die Kinder. Und die Lehrer mussten mit zerzaustem, »handgestricktem«, oft kopiertem »Lehrmaterial« klarkommen. »In der nahen Hauptstadt Lusaka gibt es alles zu kaufen; 20 Kilometer weiter in Naluyanda gibt es fast nichts.«

Für 2000 Euro konnten aber nun – nachdem Lehrer und Eltern in Naluyanda eine Prioritätenliste erarbeitet hatten – Bücher, Bildlexika, Schreibhefte, Bleistifte und Anspitzer, Lernspielzeuge und Springseile gekauft werden. Die Unterstützung durch das EMW ergänzt somit auf ideale Weise die Spenden, die die Freundinnen und Freunde der Gossner Mission für den Neubau der drei Schulgebäude in Naluyanda zur Verfügung gestellt hatten.



Erdnüsse, ein Huhn und viele liebe Worte

Friedensdienst: Reich beschenkt zurück - Eindrücke aus Sambia

Am Anfang war der seit langem geträumte Traum, ein fernes Land zu bereisen, Kultur und Menschen intensiv kennen zu lernen und dabei eine sinnvolle Beschäftigung zu finden. So begann mein dreimonatiger Friedensdienst in Sambia, wo ich als Mathematik- und Physiklehrer unterrichtete und viel Spannendes sehen und erleben durfte.

Konkret wurde mein Traum durch ein Treffen mit Arnold Evertz von der Ingeborg-Drewitz-Gesamtschule in Gladbeck, Organisator eines Schüleraustausches mit Sambia sowie Vorsitzender des Vereins »Solidarität mit Sambia e. V.«, beides entstanden vor langen Jahren durch Kontakte der Gossner Mission. Nach dem Kontakt zu Evertz lud mich der Schulleiter der »St. Mark's Secondary School« nach Mapanza ein, um dort als Aushilfslehrer für Mathe und Physik zu arbeiten. Ich hatte zwar, abgesehen von einer kleinen Einzelnachhilfe, niemals als Lehrer gearbeitet, war aber dennoch irgendwie optimistisch, dass es klappen würde. Die Or-

ganisation »Inwent« finanzierte einen Teil des dreimonatigen Friedensdienstes, und so ging es im Anschluss an meinen Zivildienst los.

Nach zehn Stunden Flugzeit landete ich in Lusaka. Hannah Mavromatis, die Schwester des Gossner-Mitarbeiters Peter Röhrig, holte mich ab. Es war die Fahrt in ihrem kleinen Geländewagen zum Gästehaus der Gossner Mission, auf der ich meine ersten Eindrücke in der für mich neuen Welt sammelte. Mit offenem Mund und staunenden Augen bin ich wie hypnotisiert auf dem idyllischen Gelände der Gossner Mission angekommen und habe dort meine erste Woche in Sambia verbracht. Da die

Gossner Mission für viele Entwicklungshelfer, Praktikanten und andere meist interessante Menschen so etwas wie ein Ein- und Ausgangstor in Lusaka darstellt, konnte ich meine Zeit dort mit reichlich Gesprächen und Diskussionen verbringen.

Lusaka ist, abgesehen vom Regierungsviertel, eine schmutzige Großstadt. Handgemalte Werbung an den Wänden und Mauern prägen den Gesamteindruck. Aber Sambia ist nicht ausschließlich arm. Es gibt eine reiche Oberschicht. Doch vor den Zäunen der teuren Autofirmen und schicken Wohnhäuser schlagen Frauen, Männer und Kinder den ganzen Tag große Steine in kleine Stücke. Alles wird ordent-



Simon Große-Kreul im Kreise von Schülern (Foto links). Physikunterricht.

lich aufgeschichtet und endet vielleicht als Kies auf den Auffahrten der Reichen. Der Kontrast ist extrem und unübersehbar.

Später in Mapanza, nördlich von Choma, werde ich zunächst im Haus des stellvertretenden Schulleiters einquartiert, werde herzlich begrüßt und empfangen. Einer seiner Söhne heißt Fred. Er ist kein leiblicher Sohn, sondern wurde in die Familie aufgenommen. Genau wie Aster, die seit dem Tod ihrer Eltern hier lebt. »We Africans live in extended families – Wir Afrikaner leben in großen Familien«, wird einem immer wieder gesagt und bewiesen. Zum Abendessen gibt es übrigens fast deutsche Kost: Nudeln, Kartoffeln, dazu eine würzige Wurst mit Tomatensauce.

Im Zentrum von Mapanza liegt die etwa 100 Jahre alte Missionsstation der anglikanischen Kirche mit Schule und Krankenhaus, beides nach der Unabhängigkeit von der Regierung übernommen. In den Wellblechläden rundherum wird allerlei Haushaltskram verkauft:

Seife, Kekse, Bürsten, Flip-Flops, Cola, alles bunt verteilt auf den Regalen. Frauen verkaufen Gemüse und in Fett ausgebackenes Hefegebäck, und natürlich wird auch hier überall »Celtel-Talktime«, also Gesprächsguthaben für Handys, verkauft.

In Mapanza ist es ziemlich egal, in welche Richtung man läuft; nach wenigen hundert Metern verlässt man das Schul- und Missionsgelände und befindet sich auf staubigen, von Fahrradreifenprofilen geprägten Wegen in dörflicher Umgebung. Man sieht grasbedeckte Lehm- oder Lehmziegelhütten, im Zentrum der Dörfer findet man immer eine offene Küche, Erdnuss- und Maisspeicher – und viele Kinder.

Sehr zaghaft trudeln dann die ersten Schüler – St. Mark's ist eine reine Jungen-Internatsschule mit ca. 700 Schülern – ein und beziehen ihre holz- oder eisenbeplankten Betten in den Schlafsälen und kleinen Häuschen. Das Ankommen, die Registrierung, das Verteilen der Schaumstoffmatratzen und Ein-

sammeln der Schulgebühren (395.000 Kwacha = 80 Euro) für einen Term zieht sich dann über die gesamte Woche hin.

Drei Klassen werden mir zugeteilt: 11V in Mathematik sowie 10Y und 11G in Physik. Ich werde mehr oder weniger ins kalte Wasser geworfen. Ein bisschen Kreide, ein paar alte Testunterlagen, und der Unterricht beginnt. Und er läuft, nach einer gewissen Anfangsphase, gut und bereitet mir viel Freude!

Montags und freitags versammeln sich alle Lehrer zur Konferenz. Am Wochenende werden dann die Schlafsäle und die Umgebung der Häuser auf Sauberkeit und Ordnung untersucht und bewertet. Im Anschluss an die Lehrerkonferenz werden die Ergebnisse in der montäglichen Schulversammlung – nach dem Singen der Nationalhymne, Bibellesung, Gebet und Worten des Schulleiters – vor der dicht gedrängten Schülermasse verlesen. Diese Prozedur hat mich sehr an die Harry Potter-Bücher erinnert: Es ist das typisch englische Internatssystem, das

nach der Unabhängigkeit übernommen wurde.

Im Laufe der Zeit habe ich einige Lehrer auch persönlicher kennen lernen können. Viele arbeiten bis abends im Lehrerzimmer, um den Unterricht vorzubereiten und Tests zu korrigieren. Doch es kann auch vorkommen, dass einige Lehrer den Unterricht »schwänzen«. Sie halten sich zu Hause oder im Lehrerzimmer auf oder sind aus irgendwelchen Gründen morgens nach Choma gefahren, um Einkäufe zu erledigen oder einfach nur das Stadtleben zu genießen. Der Schulleitung scheint hier die nötige Autorität zu fehlen – auf die Bildung der Kinder wirkt sich das aber natürlich negativ aus.

Deutlich wird hier und anderswo aber auch, dass man in Sambia anders mit der Zeit umgeht. Zeit ist da, reichlich, und niemand hat auch nur den geringsten Grund zur Eile.

Nach kurzer Zeit habe ich



Alltag für sambische Schüler: Dicht gedrängt im Klassenraum

mich mit Muimui angefreundet, mit dem ich fast täglich zum Fluss und durchs Flussbett jogge bin. Muimui hat mir die Dörfer in der Umgebung gezeigt. Wir haben Chibwantu, ein Mais-Erfrischungsgetränk, getrunken. Ich habe ein Huhn und Erdnüsse geschenkt bekommen und viel

über das vollkommen andere Dorfleben lernen können, wurde im Dorf genauso gastfreundlich behandelt wie überall sonst.

Ein Freund von Muimui kennt die genaue Zahl seiner Kinder nicht, kommt dann aber nach ein bisschen Nachzählen auf neun. Die neun Kinder hat er

Die Menschen sterben leise

Jeder dritte Sambianer ist HIV-positiv. Aber nur wenige der 36 Lehrer an der St. Mark's Secondary School lassen sich auf HIV testen. Ein sehr netter und offener Religionslehrer sagt, er lebe lieber mit der Ungewissheit, als sich testen zu lassen und seinen Status zu kennen.

Auf die Gefahr von Aids wird aber in Schulen und auf der Straße in Form von Plakaten sehr deutlich aufmerksam gemacht. In einigen Schulen gibt es Aids-Clubs; in den Theatergruppen wird das Thema Aids in Theaterstücken verarbeitet. Freitags tragen die meisten Lehrer ein Polohemd mit der Aufschrift »Aids is Real« und »Protect yourself against HIV/Aids – There is no cure – Schützen Sie sich gegen HIV/Aids. Es gibt keine Heilung«, ein Programm des sambischen Bildungsministeriums. Beerdigungen finden immer wieder statt. Aber: Die Menschen

sterben leise, und nie ist jemand offiziell an Aids gestorben. Nur eine sehr offene junge Frau hat mir erzählt, ihre Mutter sei an Aids gestorben. Mein Joggingfreund Muimui arbeitet als Freiwilliger und klärt die Menschen in der dörflichen Umgebung über HIV/Aids auf, ermutigt Infizierte zur Einnahme antiretroviraler Medikamente und somit zum Weiterleben. Darin liegt nach meiner Beobachtung die Schwierigkeit der Aids-Arbeit: Infizierten den Mut zum Leben zu geben und gleichzeitig Nicht-Infizierte vor der tödlichen Bedrohung durch Aids zu warnen.





... und beim »Transport«.

von zwei seiner drei Frauen. Jede hat ein eigenes Haus, und er kann sich aussuchen, bei welcher Frau er schlafen will. »The third one doesn't produce children«, erzählt er. Die dritte Frau kann also keine Kinder bekommen. Muimui fragt ihn, ob er sie trotzdem behält. Ja, er behält sie, doch Muimuis Frage impliziert, dass eine unfruchtbare Frau normalerweise wertlos ist. Ich habe viele andere Dörfer besucht, auch das Dorf eines Schülers und bin auf dem Fahrrad durch die staubige Savanne geradelt. Der Vater des Schülers hat nur eine Frau, ist offen und sehr liebevoll zu seinen Kindern – und ich bin froh zu sehen, dass sich nicht jeder Dorfvater mehrere Frauen hält.

Ein Fazit der Reise zu ziehen, ist eigentlich unmöglich. Es gäbe noch so unendlich viel zu erzählen. „Mehr bekommen als gegeben“ lautet die Überschrift eines Artikels im Sambia-Heft der Gossner Mission. Mir geht es genauso. Ich habe eindeutig mehr bekommen, als ich geben

konnte. Natürlich war nicht alles perfekt. Alkoholismus und männlicher Chauvinismus und die damit verbundene Unterdrückung der Frauen und Mädchen haben mich frustriert und wütend gemacht. Gegenbeispiele wie der offene und liebevolle Schülervater oder eine emanzipierte Lehrerin haben mich davon bewahrt, zu frühe Verallgemeinerungen anzustellen. Ich habe Spuren hinterlassen, Freunde kennen gelernt und so viel Wichtiges von so vielen verschiedenen Menschen in unzähligen Gesprächen gelernt. Es fiel mir nicht schwer, offen zu sein, da ich so vielen offenen Menschen begegnet bin. Ich wollte mehr als nur eine Reise machen. Das hat geklappt.

**Simon Große-Kreul,
Friedensdienstler und
Physikstudent aus
Bochum**

Heftige Regenfälle schaden der Ernte

In zahlreichen Gegenden Sambias herrscht Angst vor einer Hungersnot. Die ungewöhnlich heftige Regenzeit im zurückliegenden Winter hat im gesamten südlichen Afrika mehrere Dutzend Menschen das Leben gekostet; mehr als 130.000 wurden obdachlos. Felder wurden zerstört, junge Setzlinge davon gespült; zahlreiche Pflanzen sind verfault. Die Ernte fiel entsprechend schlecht aus. »Viele Menschen beklagen, dass der geerntete Mais nicht bis zum nächsten Jahr reichen wird; viele fürchten, dass er nicht mal bis zum Sommer reicht«, sagt Peter Röhrig.

Auch Winfried Opahle, zurzeit als Friedensdienstler in Sambia, berichtet von Sorgen und Ängsten vieler Menschen. »Kein Bewohner eines kleinen Dorfes, das ich besucht habe, kann sich erinnern, jemals soviel Regen zu dieser Jahreszeit gesehen zu haben.« Der Ernährungsbeauftragte eines Krankenhauses habe ihm gesagt, dass er befürchte, es könnten Menschen verhungern.

Mais ist das Hauptnahrungsmittel in Sambia, das die Menschen morgens, mittags und abends zu sich nehmen. Daher ist die Maisernte von zentraler Bedeutung für das Land.



Auf einen Kaffee bei der Gossner Mission

Vor vielen Jahren ist durch die Gossner Mission eine deutsch-sambische (Brief-)Freundschaft entstanden, die bis heute anhält und jetzt dazu führte, dass sich unsere Dienststelle über



Freundschaft

seltenen Besuch freuen konnte: Regina Siatwinda-Oliver, Tochter des kürzlich verstorbenen sambischen Bischofs Alexander Siatwinda, kam auf einen Kaffee vorbei. Die junge Frau ist mit Saskia Dupke, der Tochter der Gossner-Rendantin Brigitte Dupke (im Foto links), eng befreundet.

Und als sie ihre Freundin nun in Berlin besuchte, ließ sie es sich nicht nehmen, auch der Gossner-Dienststelle Guten Tag zu sagen. Regina Siatwinda-Oliver lebt seit einigen Jahren in Northhampton (England) und ist mit einem Pfarrer der methodistischen Kirche verheiratet.

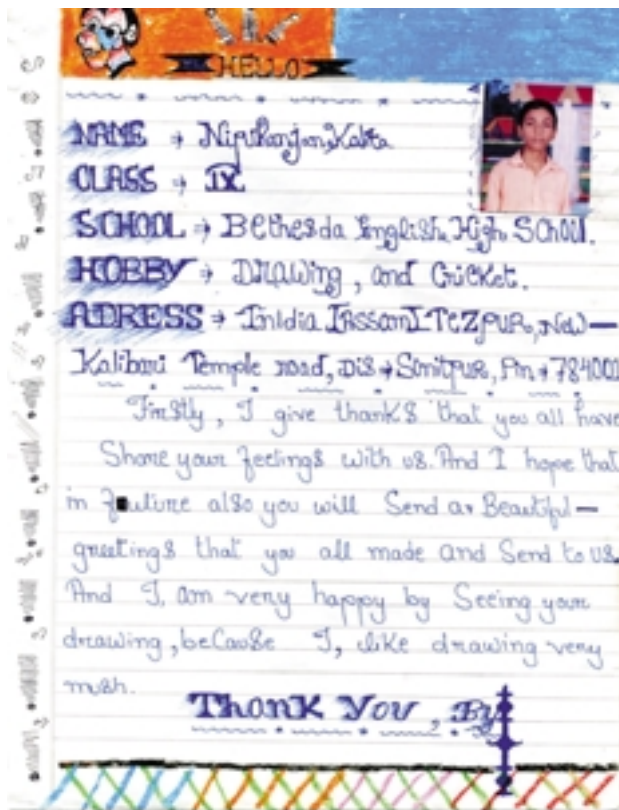
So schön ist´s in Assam



Nipurajan Kalita liebt Cricket und Malen – kein Wunder also, dass er ein selbst gemaltes Bild beilegte, als jüngst wieder Briefe von der Bethesda High School in Tezpur/Assam an die Grundschule Lage-Ehrentrup in Lippe gesandt wurden. Die beiden Schulen unterhalten seit 2004 regelmäßige Kontakte, zu denen auch der Austausch von Briefen und Fotos gehört. Auch

sammeln die Kinder in Ehrentrup regelmäßig für Assam: Den Erlös der Sternsingeraktion im Januar stockte der Förderverein durch einen Teil des Erlöses vom Laternenfest auf, so dass insgesamt 400 Euro über das Büro der Gossner Mission an die Bethesda-English-High-School überwiesen wurden. Dafür ein herzliches Danke!

Danke



Vor Ort

Ostwestfalen: Gossner Kirche im Blick

Die Verbindung zwischen den Gemeinden und der Gossner Mission intensivieren: Dies war das Ziel der Gemeinde-Besuchsreise, zu der Ursula und Dieter Hecker im April nach Ostwestfalen aufbrachen. Die beiden früheren Mitarbeiter der Gossner Mission, die viele Jahre am Theologischen College in Ranchi/Indien unterrichtet haben, gestalteten Gottesdienste und Gemeindeveranstaltungen in der Region. Das Thema »Gossner Kirche und Indien« stand im Vordergrund der Gemeindeveranstaltungen von Ursula Hecker. Bei dem Gottesdienst in Westkilver am 30. März, dem Todestag Johannes E. Gossners, rückte Pfarrer Dieter Hecker dagegen das Leben und Wirken des Missionsgründers in den Mittelpunkt.



Wiesbaden: Bücher und Bilder für Sambia

Knapp 640 Euro Erlös kamen zusammen bei einem Flohmarkt, den der Sambia-Arbeitskreis Wiesbaden im März zugunsten der Sambia-Arbeit der Gossner Mission organisierte. Da der Termin mit einem verkaufsoffenen Sonntag und einer beliebten deutsch-amerikanischen Veranstaltung in Wiesbaden konkurrieren musste, kamen zwar weniger Besucher als erhofft. Doch wechselte so manches Buch und manches Bild seinen Besitzer.

So konnte sich der Sambia-Arbeitskreis der Versöhnungsgemeinde schließlich doch über einen stattlichen Erlös freuen, der als Spende nun nach Sambia fließt. Der Sambia-Arbeitskreis unterstützt die Arbeit der Gossner Mission seit 1995.

Flohmarkt

Detmold: Gut gespeist



ersten Preises bei unserem Gewinnspiel anlässlich einer Veranstaltung in Lippe im vergan-

genen Jahr. »Herzlichen Dank. Es war sehr lecker«, schrieb uns Petra Hölscher aus Detmold. Sie war die glückliche Gewinnerin des

ersten Preises bei unserem Gewinnspiel anlässlich einer Veranstaltung in Lippe im vergangenen Jahr. Gewonnen hatte Frau Hölscher einen Restaurantbesuch für zwei Personen im »Maharaja« in Schlangen, bzw. in Schloß Neuhaus, den der Restaurantbetreiber gesponsort hatte. »Wir haben die Gutscheineinlösung mit einem Ausstellungsbesuch verbunden und uns einen netten Tag gemacht«, freute sich Frau Hölscher. Wir freuen uns mit ihr: Herzlichen Gruß nach Detmold!

Erster Preis



Nicht mal eine warme Mütze

Kinderarmut und Kirche: Beobachtungen aus Halle

Wie engagieren sich Kirchengemeinden gegen Kinderarmut? In Halle-Neustadt – mit seinen riesigen Plattenbauten und der hohen Arbeitslosenquote – ist die Situation besonders schwierig. Ein Besuch in Kindertagesstätten und Projekten.

In der Ökumene-Gruppe der Kirchengemeinde Halle-Neustadt haben sich in den letzten Jahren die sozialpolitischen Themen von Armut und Arbeitslosigkeit immer mehr in den Vordergrund geschoben. Gemeindepfarrer Holger Herforth ist davon überzeugt, dass nur in einer gemeinsamen Anstrengung der verschiedenen Gruppen, Organisationen und Initiativen im Stadtteil eine dauerhafte Veränderung der Situation zu erreichen ist. Eine Initiative dazu könnte auch von den Kirchengemeinden aus-

gehen. Wie engagieren sich Hallenser Kirchengemeinden gegen Kinderarmut?

Andrea Köhler von der St. Laurentiusgemeinde kennt »eigentlich nur zwei Kinder«, die aus armen Familien kommen. Alle anderen Eltern sind gebeten, diesen Kindern mit freiwilligen Spenden zu helfen. »Das geht ganz gut so«, ist sie überzeugt. Die Zuwendungen erfolgen anonym, »denn niemand soll etwas erfahren«. Die »Schamgrenzen« werden peinlich genau eingehalten. Das hat allerdings

auch ein quasi »freihändiges« Vorgehen zur Folge: Frau Köhler entscheidet letztendlich selbst. Sie genießt das Vertrauen der Gebenden und der Nehmenden.

Vorgesehen ist ein solches Verfahren vom Gesetzgeber nicht. Denn die Richtlinien für Hartz IV gehen wie selbstverständlich davon aus, dass für Kinder bis zum vollendeten 14. Lebensjahr alle Grundbedürfnisse mit 208 Euro abgedeckt seien. Dass das »Humbug« ist, wissen alle Erzieherinnen. Deshalb werden Ausflüge der Kinder oder

auch schon mal eine warme Mütze aus dem Sparschwein finanziert, das bei den Elternabend in der Kindertagesstätte der Gemeinde auf dem Tisch steht.

In Einzelfällen bereitet das auch Probleme. »Wie spreche ich eine Mutter an, die ihren Jungen mit einem Butterbrot schickt, weil sie das Essensgeld nicht



SCHIRM-Service: In der Lehmmanufaktur finden die Jugendlichen Halt.

bezahlen kann, bei der es aber augenscheinlich ist, dass sie ihr Geld für andere Dinge ausgibt?« Mit diesen und ähnlichen Problemen fühlen sich die Erzieherinnen manchmal überfordert und alleingelassen. »Erzieherinnen«, so heißt es in dem Visitationsbericht des Magdeburger Bischofs »Kind und Kirche«, »können als ein soziales Frühwarnsystem dienen, denn sie sind häufig die einzigen Ansprechpartnerinnen für Eltern in persönlichen und sozialen Krisensituationen. Oft verfügen sie aber nicht über die notwendigen Kenntnisse von Netzwerken und Beratungsmöglichkeiten (Diakonie, städtische Sozialarbeit), um gezielt helfen oder vermitteln zu können.«

Szenenwechsel: Die Christuskommune liegt im Hallenser Osten, gleich hinter dem Güterbahnhof. Vom Aufschwung »Halle Verändert – 2010«, wie der aktuelle Stadtmarketing-Slogan preist, ist hier nichts zu sehen.

Etwa die Hälfte der 24 Kinder in der KiTa der Gemeinde kommt aus einkommensschwachen Familien. Beim Besuch gewinnt man den Eindruck, dass die raue und unwirtliche Umgebung auch im täglichen Miteinander Spuren hinterlassen hat. »Was ich feststelle«, so Hella Kessler, Leiterin der KiTa, »ist, dass diejenigen, die Arbeit haben, unter einem ungeheuren Druck stehen, von Termin zu Termin hetzen, während die Anstrengungsbereitschaft«, sie nennt das so, »derer ohne Arbeit nachlässt. Die geben ihren Frust weiter.« Entsprechend scheint es hier schwierig, Eltern für eine Mitarbeit zu motivieren. »Unsere Angebote pädagogischer und anderer Veranstaltungen und Gespräche finden kaum Resonanz«, beklagt Frau Kessler. Lediglich Themenangebote mit unmittelbarer Bedeutung für die Situation der Kinder würden wahrgenommen. Ihrer Meinung nach tut sich eine deutliche Kluft auf zwischen Marginalisierten und dem »Rest« der Gesellschaft. Sie und ihre Mitarbeiterinnen sehen sich nur begrenzt in der Lage, dafür zu sorgen, dass diese Kluft nicht breiter wird, indem sie den Kindern Anreize zur Veränderung geben.

Für solche Anreize sorgt in ganz besonderer Weise das Hallenser SCHIRM-Projekt. »Die meisten Jugendlichen, mit denen wir es zu tun haben, wären

in ihrer Situation gar nicht in der Lage, die geforderten Mindestleistungen zu erbringen wie etwa einen Antrag beim Jobcenter ausgefüllt einzureichen«, sagt Hanna Töpfer. Sie arbeitet seit neun Jahren für SCHIRM als Streetworkerin. »SCHIRM-Service« heißt ein mehrstufiges Trainingsmodell, in dem nach individuellem Leistungsvermögen stundenweise gearbeitet wird. Es geht um so genannte »Basiskompetenzen« wie Zuverlässigkeit, Ausdauer, Konzentrationsfähigkeit.

Kernbereich von SCHIRM-Service ist die Lehmmanufaktur. Dort stellen die Jugendlichen unter fachlicher Anleitung Lehmziegel her, die an eine Reihe von Organisationen und Einrichtungen in Halle verkauft werden. »Das Projekt hat eine relativ hohe Eigenfinanzierung«, betont Frau Töpfer. Die Jugendlichen erhalten 2,50 Euro pro Arbeitsstunde, immerhin mehr als der sonst übliche »Ein Euro«. »Das ist echte Knochenarbeit, die die Jugendlichen leisten. Die meisten wollen sich hier auspowern.«

So bietet das Projekt zumindest zeitweilig Halt in einer ansonsten hochgradig prekären Lebenssituation, in der hohe Schulden, Drogen, zeitweise Wohnungslosigkeit vorherrschend sind. SCHIRM ist ein Erprobungsprojekt, ein »Überlebenstraining«, allerdings mit Perspektive: Wer will und kann, erhält die Chance für eine längere Beschäftigung und eine dementsprechende Förderung.

Michael Sturm, Referent für Gesellschaftsbezogene Dienste

»Barmherzigkeit üben und Gerechtigkeit anstreben«

Gedenkveranstaltung zum 150. Todestag Johannes E. Gossners

Vor 150 Jahren, am 30. März 1858, starb Johannes E. Gossner, Berliner Pfarrer, Krankenhaus- und Missionsgründer. Für die Gossner Mission Anlass, mit Andacht und Festveranstaltung in Berlin an das Leben und Wirken ihres Gründervaters zu erinnern. Auch in Gemeinden und Freundeskreisen wurde Johannes E. Gossners gedacht.

Was an Johannes E. Gossner so aktuell ist? »Gossner hat sich den großen sozialen Herausforderungen seiner Zeit gestellt. Heute steht die Gesellschaft wiederum vor großen Herausforderungen. Da sind die Christen gefragt, Stellung zu beziehen«, betonte Prof. Franz Segbers, Festredner der Gedenkveranstaltung in der Berliner Elisabeth Klinik.

Zuvor hatten sich zahlreiche Gossner-Freunde zu einer Andacht in der Kapelle des Böhmischo-Lutherischen Bethlehems-Friedhofs in Berlin-Kreuzberg getroffen, bevor sie das Grab Gossners aufsuchten. Hier ergriff nach dem Direktor der Gossner Mission, Dr. Ulrich Schöntube, Pfarrer Bishwas aus Neu Delhi das Wort. Mit einem

»Yishu Sahay« (Jesus ist Retter) überbrachte er die Grüße der indischen Gossner Kirche, die bereits zu Beginn des Monats mit einer Veranstaltung in Ranchi an das Wirken Gossners erinnert hatte (s. Seite 8).

Gemeinsam mit dem Direktor enthüllte Bishwas eine Gedenktafel in Deutsch und Hindi, mit der die Gossner Kirche den Missionsgründer ehrte. Begleitet von Posaunenklängen streuten die Gossner-Freunde dann nach indischer Sitte Blumen auf das Grab.

Zeit und Gelegenheit für ausführliche Gespräche gab es anschließend in der von Johannes E. Gossner gegründeten Elisabeth Klinik, in die die Gossner Mission zum Empfang geladen hatte. Moderiert wurde die Festveranstaltung von Dr. Ulrich Schöntube, musikalisch begleitet am Klavier von Cornelia Schöntube.

Begrüßt wurde hier die »große Gossner-Familie« vom Vorsitzenden Harald Lehmann, der sich freute, dass so viele gekommen waren. Pfarrer Bishwas erinnerte in seinem Grußwort an die Anfänge in Indien: »Die vier Missionare, die 1845 zu uns nach Jharkhand kamen, ha-



Begleitet von Posaunenklängen streuten die Besucher nach indischer Sitte Blumen aufs Grab.

ben sich der sozialen Probleme unseres Volkes angenommen, und sie haben sich an unsere Seite gestellt«, betonte Bishwas. Auch heute sehe es seine Kirche als ihre Aufgabe an, für die Rechte der Adivasi (indigene Bevölkerung) zu streiten. In diesem Zusammenhang erinnerte Bishwas an das »Hausmädchenprojekt« seiner Gemeinde in Neu Delhi. Alexander Mommert, Geschäfts-

die BK Unterschlupf und Unterstützung im Gossnerhaus gefunden.

Befreundet mit einem großen Mann der Gossner Mission, der ebenfalls der Bekennenden Kirche angehörte, nämlich mit Horst Symanowski, ist Prof. Franz Segbers, der den Festvortrag hielt.

Segbers verknüpfte darin das Wirken Gossners mit der Frage, wie die Menschen unserer Zeit

Beide hätten sich den großen sozialen Herausforderungen ihrer Zeit gestellt. Heute nun werde in den Zeiten hoher Arbeitslosigkeit unser Sozialstaat zunehmend abgebaut. »Lazarus ist heute wieder unter uns zu finden, so wie er zu Gossners Zeiten in Berlin und zu Wicherns Zeiten in Hamburg zu finden war.« Segbers warnte davor, in dieser Situation in die »Falle



Direktor Schöntube und Pfarrer Bishwas enthüllten einen Gedenkstein in Deutsch und Hindi. Während des anschließenden Empfangs war auch Zeit für Gespräche.

führer der Elisabeth Klinik, betonte, dass das Krankenhaus, das 1837 aus der Arbeit der von Gossner initiierten Krankenpflegevereine hervorging, auch heute seine Arbeit im Sinne Gossners leiste. Superintendent Barthen, der die Grüße der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz überbrachte, rundete schließlich mit der Darstellung seiner persönlichen Begegnungen mit dem Namen Gossner das Bild des Gossner-Werks und -Wirkens ab: Er erinnerte an die Bekennende Kirche (BK) und ihre Verfolgung durch die Nazi-Diktatur. In Berlin-Friedenau habe

als Christen glaubwürdig sein können. Dabei betrachtete er Gossners diakonisches Wirken zunächst im historischen Kontext. Segbers zeigte Parallelen auf zu anderen Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts und betonte die große Bedeutung der Gossnerschen Arbeit, der aber leider – gerade 2008 im »Wichern-Jahr« sei das festzustellen – heute in der Öffentlichkeit zu wenig Beachtung geschenkt werde. »Ohne die Impulse von Gossner und Wichern würde es die Diakonie in heutiger Form nicht geben«, so Segbers. Wichern habe sich in vielen Fragen an Gossner orientiert.

der Barmherzigkeit« zu tappen und sich mit karitativem Engagement zu begnügen. Heute sei es wichtig, mit Gossner und über Gossner hinaus zu wirken: »Barmherzigkeit üben und gleichzeitig Gerechtigkeit anstreben.«

 Der Festvortrag ist auf unserer Homepage zu finden: www.gossner-mission.de

**Jutta Klimmt,
Öffentlichkeitsreferentin**

»Der alte Gossner ist ein Sänger gewesen«



Gedanken zum 150. Todestag

Aus Anlass des 150. Todestages wurde das Lieblingslied Johannes E. Gossners neu entdeckt. Es regt an, über das Zentrum seines missionarischen Handelns nachzudenken.

»Der alte Goßner ist ein Beter gewesen ... Er hat zurecht gebetet die Mauern des Krankenhauses, er hat zurecht gebetet die Herzen der Schwestern in dem Krankenhaus, er hat zurecht gebetet die Herzen der Reichen, daß sie ihre Hand haben aufgetan weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus, er hat zurecht gebetet die Missions-Station in Indien und hier auf Erden ...“

Diese mächtigen Sätze stammen aus einer Rede, die vor 150 Jahren am Grab Gossners gehalten wurde. Der damalige Generalsuperintendent Carl Büchsel, der Gossner in allen Ämtern folgte, fasste in einer bis heute unübertroffenen Weise das Lebenswerk Gossners zusammen. Unübertroffen sind diese Worte deshalb, weil Büchsel nicht nur das Werk des Mannes benannte, sondern vor allem auch das geistliche Fundament würdigte: »Der alte Goßner ist ein Beter gewesen.« Das Gebet, der Bezug zu Christus, ist das Zentrum und der Ausgangspunkt seines besonderen Dienstes.

Aus heutiger Sicht wird man jedoch einen Satz der Rede Büchseles hinzufügen müssen, um sich Gossner in einer lebendigen Weise anzunähern: »Der alte Gossner ist ein Sänger gewesen.« Gossners musikalisches

Schaffen blieb bei Büchsel zwar unerwähnt. Dennoch soll Gossner seiner Gemeinde gern spontan ein neues Lied beigebracht haben, das er selbst gedichtet hatte. Viele solcher kleinen Zettel mit Liedversen finden sich im Archiv. Bis heute wird immer wieder gern sein Lied »Segne und behüte« gesungen. Gossner schenkte es zusammen mit einem Liederbuch seiner Petersburger Gemeinde, in der er von 1820 bis 1824 Dienst tat. Gossner selbst hatte ein Lieblingslied, das aus der Hand Johann Jakob Rambachs stammte.

In der ersten Strophe heißt es: »Wie herrlich ist's, ein Schäflein Christi werden, und in der Huld des treusten Hirten steh! Kein höherer Stand ist auf der Erden, als unverrückt dem Lamme nachzugehn. Was alle Welt nicht geben kann, das trifft ein solches Schaf bei seinem Hirten an.«

Hier ist vom Lämmlein die Rede. Das erinnert an die letzten Worte, die Gossner ausgerufen haben soll: »Mein Lämmlein! Jesus Christus, nun ist alles gut, nun bin ich ausgezogen, nun ist kein eigener Faden mehr an mir.« Diese Sätze kennzeichnen im Grunde sein Christusbild. Es sind uns heute fremde Gedanken. Gossner meinte: Als Mensch ist man lebenslang unterwegs zur »Gottseligkeit«.

Das ist ein Zustand, in dem Christus in das Herz einzieht und der Mensch mit allen negativen Neigungen wie Habgier, Neid und Hochmut auszieht. Man wird gewissermaßen frei von sich selbst, wenn Christus im Herzen einwohnt. In diesem Sinne der Gottseligkeit wird Gossner wohl dieses Lied gemocht haben.

Wenn Christus im Herzen einzieht, dann wird der Mensch sein Schäflein, das keinen weltlichen Stand braucht. Erst zum Lebensende, so wird man nun Gossners letzte Worte deuten können, fand dieser Zustand der Gottseligkeit seine Vollkommenheit.

Der Christus in uns – das ist der Lieblingsgedanke Gossners. Doch was soll uns dies nun heute sagen? Wenn wir ehrlich sind, ist dieser der Mystik entlehnte Gedanke der Einwohnung Christi alles andere als leicht vermittelbar. Wir sind doch froh, wenn wir authentisch sein können und nicht fremdbestimmt.

»Gedenkt an Eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; ihr Ende schaut an und folgt ihrem Glauben nach. Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. (Hebr. 13, 7.8)« So mahnt der Spruch der Bibelstelle, die an Gossners Grab prangt. Christus – der Bezugspunkt unserer Lehrer – soll

das Zentrum auch unseres Handelns sein und bleiben. Von ihm her sollen wir an der Mission Gottes teilnehmen und das Werk Gossners fortsetzen. Dabei wird nun nicht entscheidend sein, wie innerlich Christus in süßlicher Herzensfrömmigkeit gefühlt und erfahren wird, worauf Gossner besonderen Wert legte. Es wird auch nicht entscheidend sein, dass wir Gossners Theologie und ihren mystischen Christusbezug teilen. Sondern wir mögen unseren eigenen Bezug zu Christus haben und ihn auch laut werden lassen in unserer Gemeinschaft und in unserem Dienst im Alltag.

»Was einer als Christ in sich ist, in aller Innerlichkeit und Frömmigkeit, vermag unsere Gemeinschaft nicht zu begründen, sondern was einer von Christus her ist, ist für uns bestimmend. Unsere Gemeinschaft

Notleidende da ist, eine Kirche, in der Christus existiert und in der er gegenwärtig ist.

»Könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?«, fragt Christus seine Jünger im Garten Gethsemane. Hier wird der Mensch aufgerufen, das Leiden Gottes an der Welt ernst zu nehmen. Er wird aufgerufen, hinzusehen und das gottlose und rechthaberische Treiben der Menschen auszuhalten – das aber mit Gott. Herrlich ist ´s also, ein Schäfflein Christi werden und nicht zu schlafen, den Schlaf gesättigter kirchlicher Ruhe. Herrlich ist ´s zu wachen, wenn die Gerechtigkeit und Menschenwürde mit Füßen getreten wird. Mit Christus in Gethsemane zu wachen, heißt also, am Leiden Gottes in der Welt teilzunehmen, wenn Menschen die Perspektiven zum Leben geraubt werden, ganz gleich ob in Indien oder



besteht allein in dem, was Christus uns beiden getan hat ...« Diese markanten Sätze stammen aus dem »Gemeinsamen Leben« von Dietrich Bonhoeffer. Er vermochte das süßliche Erbe der Erweckungstheologie zu überwinden und zugleich in ihrem Zentrum zu vertiefen. Denn er vertritt im Grunde eine umgedrehte, uns näher stehende Spiritualität als Gossner. Nicht Christus in mir und dann die Zuwendung zum anderen, sondern in der Zuwendung zum anderen ist Christus mit uns. Deshalb ist eine Kirche, die für andere, für

in Deutschland. Mit Christus in Gethsemane zu wachen, heißt auch das Gerechte zu tun.

Doch vor aller Aktivität steht seine unteilbare Gegenwart bei den Leidenden. Vor aller Aktivität sollen wir durch sein unaufhörliches Leben getröstet sein. Die Gossner Kirche hat für Gossners Grab einen Spruch ausgesucht: »Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.« Und weil seine Gegenwart unteilbar ist, werden auch wir gut daran tun, sie nicht amtlich zu teilen in Kirche, Mission und Diakonie. Dieses ganzheitliche

Christa Gossner: »Gewisse Ähnlichkeiten«

Über eine Besucherin haben wir uns ganz besonders gefreut: über Christa Gossner, die eigens aus Bayerisch-Schwaben angereist war. Über welche Linien sie mit dem Missionsgründer verwandt ist, weiß Frau Gossner nicht genau zu sagen. »Da müsste man mal in Pfarrchroniken stöbern«. Und wenn sie Zeit habe, wolle sie das auch tun. Sie erinnere sich aber noch, sagt sie, wie ihre Großeltern immer im »Schatzkästlein«, dem von Gossner herausgegebenen Andachtsbuch, gelesen haben, und dass ihre Eltern immer die Gossner-Zeitschrift bezogen, die sie natürlich heute auch liest. »An diesem Gedenktag teilzunehmen und am Grab Gossners zu stehen, das hat mich sehr berührt«, sagt Christa Gossner, und zum Abschied spricht sie eine Gegeneinladung aus: »Kommen Sie doch mal nach Dillingen. Hier können Sie den Anfängen Johannes E. Gossners nachspüren und die schöne Landschaft und die Kirchen Bayerisch-Schwabens kennen lernen.« Bleibt noch zu erwähnen, dass manche Besucher gar gewisse Ähnlichkeiten erkannt haben wollten in den Gesichtszügen von Johannes und Christa Gossner ...



Jutta Klimmt

Denken ist Gossners ureigenstes Erbe, das für unsere Kirche so überaus fruchtbar ist.

**Pfr. Dr. Ulrich Schöntube,
Direktor**

Tipps und Treffs

Ausstellung in Norden zeigt bedrohte Kunst der Adivasi

»Khowar und Sohrai – Malen mit den Jahreszeiten«: So lautet der Titel der Ausstellung, die Gossner Mission und Freundeskreis Ostfriesland in Zusammenarbeit mit der Adivasi-Koordination und dem Weiterbildungszentrum Norden präsentieren. Die Bilder stammen von Adivasi-Frauen, die seit Jahrtausenden Tier- und Pflanzenmotive auf ihre Lehmhäuser malen. Doch ihre Kunst ist gefährdet: Immer mehr Dörfer der Region müssen dem Bergbau weichen. Bei der Vernissage am Freitag, 13. Juni, 17 Uhr, in der Kreisvolkshochschule (KVHS) Norden/Ostfriesland wird die Berliner Journalistin Susanne Gupta den Einführungsvortrag halten. Die Ausstellung steht unter der



Schirmherrschaft von Landes-superintendent Dr. Detlef Klahr.

i 13. Juni bis 5. Juli in der KVHS Norden, Uffenstraße 1, geöffnet Mo – Fr, 8 – 18 Uhr. Infos: www.gossner-mission.de

»Lücht in mien Leven«: MdB Hoppe diskutiert mit

»Ein Stück vom Himmel. Lücht in mien Leven«: Unter diesem Motto findet vom 4. bis 6. Juli der Ostfriesische Kirchentag (OKT) in Norden statt. Mit dabei natürlich: die Gossner Mission, die im »Zentrum Himmelreich« zu finden sein wird. Hier – in der Kreisvolkshochschule Norden – lädt sie am Samstag, 5. Juli, 14.30 Uhr, zu einer Podiumsveranstaltung im Forum ein. Titel: »Die Folgen der Globalisierung am Beispiel

Koel Karo/Indien«. Zugesagt haben neben Gästen vom Koel Karo auch der Auricher Bundestagsabgeordnete der Grünen, Thilo Hoppe. Außerdem präsentieren sich Gossner Mission und Freundeskreis Ostfriesland gemeinsam mit der Ausstellung »Khowar und Sohrai« und mit einem Info- und Verkaufstisch in und vor der KVHS Norden in der Nähe des Marktplatzes.

i 4. bis 6. Juli in Norden. Mehr: www.okt-2008.de

Gäste aus Sambia besuchen Schulen und Gemeinden

Drei Gäste aus Sambia besuchen auf Einladung der Gossner Mission Gemeinden, Schulen und Sambia-Arbeitskreise in Deutschland: Jenny Kahyata, Koordinatorin des Naluyanda-Projekts, Loveness Makusa vom Frauen-



Jenny Kahyata

netzwerk in Naluyanda sowie Killian Muleya vom Projektgebiet im Gwembe-Tal, Leiter der Abteilung Nachhaltige Landwirtschaft. Die Gäste reisen u. a. nach Bochum-Stiepel, Detmold-Heiligenkirchen, Wiesbaden, Berlin und Rodewisch. So werden sie in Rodewisch u. a. beim Gottesdienst am 25. Mai, in Bochum-Stiepel beim Wassertag am 17. Mai und bei den Festlichkeiten am 8. Juni dabei sein.

i Infos zum Besuchsprogramm: www.gossner-mission.de

Gäste berichten von der Situation am Koel Karo

Aus der Region Koel Karo im indischen Bundesstaat Jharkhand stammen die beiden Gäste, die von Mitte Juni bis Anfang Juli nach Deutschland kommen. An den Flüssen Koel und Karo hat sich die Adivasi-Bevölkerung über Jahrzehnte hinweg gegen den Bau eines gigantischen Staudammes und gegen die Evakuierung gewehrt. Nun will sie selbst die Entwicklung ihrer Heimat in die Hand nehmen. Pfarrer Masih Prakash Horo und die Bürgerrechtlerin Dayamani Barla wollen darüber in Gemeinden, Schulen und beim Ostfriesischen Kirchentag berichten.

i Mehr unter www.gossner-mission.de

Reise nach Indien im Herbst 2008 mit Ursula Hecker

Taj Mahal, Kolkatta und natürlich die Gossner Kirche: Nach den erfolgreichen Indien-Reisen der vergangenen Jahre bietet der Lippische Freundeskreis



der Gossner Mission auch in diesem Herbst eine Reise an, die von Pfarrerin Ursula Hecker geleitet wird, die selbst viele Jahre in Indien gelebt hat.

In Lippe über Vater Gossner informiert

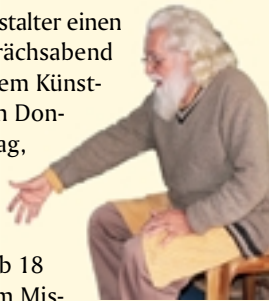
Das Leben und Wirken Johannes E. Gossners standen im Mittelpunkt, als sich der Lippische Freundeskreis im April zu seinem Frühjahrstreffen in der Marktkirchengemeinde Lage traf. Zu Gast war der Direktor der Gossner Mission, Pfarrer Dr. Ulrich Schöntube, der Texte und Lieder des Missionsgründers mitgebracht hatte. Am Vormittag des gleichen Tages bereits hatte Schöntube auf Einladung von Superintendent Andreas Lange als Gast des Lutherischen Klassentags der Lippischen Kirche ein Referat zum Thema »Wichern und Goss-



ner – die Zukunft der Mission« gehalten.

Jyoti Sahi mit biblischen Themen in Chorin


Eine Ausstellung mit Bildern zu biblischen Themen des indischen Künstlers Jyoti Sahi wird ab Samstag, 23. August, im Haus Chorin in Chorin/Brandenburg zu sehen sein. Zur Ausstellungseröffnung am 23.8., 14 Uhr, wird auch der Künstler selbst kommen. Außerdem planen Gossner Mission, Chorin-Ver- ein und weitere Veranstalter einen Gesprächsabend mit dem Künstler am Donnerstag, 4. Sep- tem- ber, ab 18 Uhr im Mis- sionshaus in Berlin: Ev. Zentrum, Georgen- kirchstraße 70.



Pazifik: Nur Palmen und weißer Strand?

Palmen, weißer Strand, fröhliche Menschen: Kaum eine Region der Welt wird vom Rest der Menschheit mit so vielen Klischees befrachtet wie der pazifische Raum. Über die Lebenswirklichkeit der Bewohner weiß die Welt kaum Bescheid. Im »Jahrbuch Mission 2008« stellen rund 40 Autor/innen diesem Bild ihre Beschreibung der Realität des Lebens auf Inseln und Atollen entgegen. Es geht um die politische, soziale, ökologische,

kulturelle und religiöse Situation der unabhängigen Länder und abhängigen Territorien.

 Jahrbuch Mission 2008 – Pazifik. Glaube, Kultur, Gesellschaft. Hamburg 2008. (ISBN 978-3-921620-74-8; 9,80 Euro)

Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.

Auflage: 6300 Exemplare.

Redaktion:

Jutta Klimmt

Layout:

Jutta Klimmt, Henrik Weinhold

Satz:

Henrik Weinhold

www.webundprint.com

Gesamtherstellung:

Digital Media Production, 12435 Berlin

Herausgeber:

Gossner Mission

Georgenkirchstr. 69-70

10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50

Fax: (0 30) 2 43 44 57 52

e-mail: mail@gossner-mission.de

Internet: www.gossner-mission.de

Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)

BLZ 210 602 37, Konto 139 300

Fotos:

Arnold, Gunhild: Seite 31 (1)

Dietz, Martin: Seite 14-15

Döhne, Thomas: Seite 11-13

Hecker, Dieter: Seite 8-9, 10

Große-Kreul, Simon: Seite 18-21

Klimmt, Jutta: Seite 1, 16-17 (1), 21 (1), 26-27, 29

Röhrig, Peter: Seite 16-17 (3)

Schöntube, Ulrich: Seite 32

und Archiv der Gossner Mission

Wir danken der „Arche e.V. Berlin“

für das Foto auf Seite 24.

A 4990 F
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin

Ein Dach für die Schule

Da sitzen sie auf der Veranda. Es ist Regenzeit. Wer zu spät kommt, sitzt am Rand, wo es schon auch mal feucht werden kann. Die 6. Klasse der »Bethesda Girls High School« in Ranchi musste ausziehen aus ihrem Klassenraum. Das Schulgebäude ist ein ehrwürdiger Ort, nämlich die erste Kapelle, die es in Ranchi gab. Nun ist das Dach undicht und der Unterricht unzumutbar in diesen Räumen. Draußen auf der Veranda ist´s trockener als drinnen.

Die Sanierung des Dachs wird 15.000 Euro kosten. Mit Ihrer Spende können Sie dazu beitragen, dass diese Schulkinder ein Dach

über den Kopf bekommen und dass ein Zeugnis der Kirchengeschichte Indiens bewahrt wird.

Unser Spendenkonto:

Gossner Mission
EDG Kiel
BLZ 210 602 37
Konto 139 300

Kennwort:Schuldach Ranchi



Projekt